

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 147.

Elbing, den 27. Juni.

1894.

Spurlos verschwunden.

Kriminal-Roman von Ludwig Habicht.

Nachdruck verboten.

6)

Sowohl der Großvater wie Olga hatten der Auseinandersetzung Alexandra's mit Aufmerksamkeit zugehört, für Beide war sie völlig neu. Als sich die Vorgänge in Petersburg abgespielt, war Olga noch so jung, daß sie um solche Dinge sich wenig bekümmert, sie auch nicht erfahren hatte, trotzdem fühlte sie sich durch die Mittheilung der Schwester nicht überzeugt. Sie hatte noch gestern, kurz vor dem Ball, mit Lubomsky allein geplaudert und ihn dabei mit kindlicher Naivität gefragt, was er sich denn bei der Schwester eingebrockt, daß sie ihn mit solcher Härte behandelt, und seine Antwort war gewesen: „Die Ghyulas haben mich bei ihr verleumdete, und leider glaubt sie ihrer Freundin mehr als mir.“ und sie war überzeugt, der theure, verehrte Mann habe nicht gelogen, die Schuld war auf der anderen Seite. Deshalb entgegnete sie kopfschüttelnd: „Ich glaube kein Wort davon.“

Alexandra zuckte die Achseln und blickte mit-leidig auf ihre Schwester, als wollte sie sagen: „Deiner unreligen Jugend verzeihe ich ein solch' blindes Vertrauen.“

Graf Tschernisheff erhob sich, er hatte genug gehört, um sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Wie ihm auch der energische Charakter Alexandra's sympathisch war, meinte er doch, daß ihre erhaltene Liebe gegen den Baron nicht völlige Gerechtigkeit üben konnte. Ihm schien nach den Zeitungsberichten die Schuld Ghyula's wenig zweifelhaft und gerade die Mittheilungen seiner Enkelin bestärkten ihn in dieser Annahme. Der ungarische Graf trug also schon einen alten, unverföhnlichen Groll gegen seinen früheren Feind im Herzen, der bei der nächsten Verührung weder zum Ausbruch gekommen. Wahrscheinlich hatte Ghyula nicht die bestimmte Absicht gehabt, seinen Gegner zu tödten, aber sie waren einmal aufeinander gerathen, hatten von ihren Waffen Gebrauch gemacht, und der arme Baron war unterlegen. Der alte Herr hielt es deshalb für seine Pflicht, von seiner Wissenschaft der Polizei Anzeige zu machen, um zur Aufhebung der dunklen Angelegenheit

nach Möglichkeit beizutragen, und ohne seine Enkelinnen von diesem Schritt in Kenntniß zu setzen, ließ er seinen Wagen anspannen und fuhr direkt zum Chef der Polizei.

Das furchtbare Ereigniß machte in den vornehmen Kreisen der französischen Hauptstadt nicht wenig Aufsehen, und je mehr man die Einzelheiten davon erfuhr, je dunkler und geheimnißvoller wurde das Ganze. Bei näherer Besichtigung der Leiche stellte sich heraus, daß der Ermordete auch all' seines Geldes und seiner Kostbarkeiten beraubt worden. Nicht nur dem Marquis d'Antour, sondern auch andern Bollgästen war der werthvolle Schmuck aufgefallen, den die spanische Maste zur Schau gestellt. Die Juwelen allein mußten noch Hunderttausenden geschätzt werden und von einem solchen Mann ließ sich auch wohl annehmen, daß seine Börse wohl gespickt gewesen. In seinen Taschen fand sich aber selbst nach der sorgfältigsten Durchsuchung nicht ein Sousstück. Es lag also ein Raubmord vor, und selbst wenn man daran nicht zweifeln konnte, daß Ghyula den Baron getödtet, war es doch kaum anzunehmen, daß ein ungarischer Graf, dessen Reichthum allgemein bekannt war, einen Raubmord begehen würde. Das erschien selbst Denjenigen widersinnig, die sich sogleich über die Schuld Ghyula's ihre feste Meinung gebildet hatten. Der Graf mußte also jedenfalls Helfer gehabt haben, denen er zum Lohn die Veranbung des Leichnams gestattete.

Graf Ghyula hatte vor und nach seiner Verhaftung fortwährend von einem Wagen phantasiert, der in der Nähe sein müsse und in dem seine Gemahlin ihn erwarte, aber trotz allen Suchens war in den benachbarten Straßen ein solcher Wagen nicht entdeckt worden, ja, die Gräfin war garnicht mehr in das Hotel zurückgekehrt. — Auch der Kutscher des öffentlichen Fuhrwerks, den der Graf mit August angeredet, war verschwunden und trotz aller polizeilichen Ermittlungen nicht aufzufinden. Dies wob einen noch dichterem, unheimlichen Schleier um die düstern Ereignisse der vergangenen Nacht. Was war plötzlich aus der Gräfin geworden? Und wie kam es, daß der Kutscher ebenfalls völlig verschwunden blieb? — Das waren Fragen, die alle Gemüther beschäftigten, und deren Beantwortung man mit ängstlicher Spannung entgegen sah.

Der zweite Kutscher, den August, in der vergangenen Nacht herbeigerufen, hatte zuerst

den Namen des Kutschers genannt, die Nummer des Wagens, den sein Kamerad gefahren, konnte er nicht angeben. Seine Aussage vermochte auch über das dunkle Ereigniß wenig Licht zu verbreiten. Er hatte nur gehört, daß ihm sein Kamerad zugerufen, die andere Herrschaft zu fahren, da er unbedingt den Herrn Grafen nach Hause bringen wollte; ihm war es so vorgekommen, als hätten sich zwei Herren um den Wagen August's gestritten, aber er war noch zu weit entfernt, um etwas deutlich zu verstehen. Er habe dann sogleich seine Herrschaft nach einem Palais am Boulevard St. Germain gefahren, während der große Herr in der hübschen Mäste erklärte, er wolle zu Fuß nach Hause gehen.

Noch ehe man die Herrschaft ermitteln konnte, die der zweite Kutscher gefahren, meldete sich Graf Tschernitschew bei der Polizei-Behörde und gab seine Wissenschaft zu Protokoll. Damit waren die Motive Ghula's zur That bloßgelegt und an seiner Schuld konnte nicht mehr im Entferntesten gezweifelt werden.

Bei seiner ersten Vernehmung schien den Grafen nur der Gedanke an seine Gemahlin zu beschäftigen; anstatt auf die Fragen des Beamten zu antworten, sprach er sogleich den Wunsch aus, man möge der Gräfin ja recht schonend sein und sein unglückseliges Abenteuer mittheilen, und als man ihm erklärte, daß seine Gattin auf die geheimnißvollste Weise verschwuunden und bis zu dieser Stunde nicht aufzufinden gewesen sei, war Ghula ganz starr vor Schreck und Erstaunen und völlig der Sprache beraubt. Erst nach einigen Augenblicken vermochte er hervorzuammeln: „Mein Herr, das ist nicht möglich, machen Sie mich nicht wahnsinnig,“ und er griff an seinen Kopf, der ihm zu fiedeln begann.

Auf die ruhige Entgegnung des Beamten: „Es ist wirklich so, und wir erwarten von Ihnen eine Auflösung des Räthsel's,“ rief der Graf in wilder Verzweiflung: „Meine Katharina! Sicher hat man sie mir entführt, und es ist der Schurke Zubowsky, der diesen höllischen Plan entworfen.“

„Wie wäre das möglich? Sie wissen nur zu gut, daß der Baron zu derselben Stunde ermordet wurde.“

„D, er hatte seine Helfershelfer, und zum Glück mußte ihn die Nemesis erreichen, noch eh' er die Früchte seines furchtbaren Verbrechen's einerntete. Aber ich beschwöre Sie,“ ersuchte er in höchster Aufregung den Beamten, „wenden Sie Alles an, um zu entdecken, wohin man meine arme Katharina geschleppt. Ich sehe Ihnen als Preis mein halbes Vermögen aus.“

„Die nöthigen Schritte werden schon von Amtswegen erfolgen, jetzt aber muß ich Sie bitten, Herr Graf, meine Fragen zu beantworten.“

„Versprechen Sie mir erst, die Gräfin zu entdecken,“ entgegnete Ghula hartnäckig. „Setzen Sie die ganze Polizei von Paris in Bewegung,

ich stehe für die Kosten, sie mögen noch so hoch sein.“

„In ihrem eigenen Interesse wiederhole ich meine Bitte, Herr Graf, mir zuerst auf meine Fragen Antwort zu ertheilen. Sie wissen, wie viel für Sie auf dem Spiel steht.“

„Nicht eher, als bis Sie mir geloben, Alles zu thun, was zur Auffindung meiner Gemahlin führen kann,“ beharrte der Graf.

Alle Versuche des Beamten, den Gefangenen zur Vernunft zu bringen, waren vergeblich. Nur die eine Vorstellung beunruhigte seine Seele, welches Schicksal seine theure Katharina erreicht, sein eigenes war ihm völlig gleichgültig. Vergeblich machte ihn der Beamte auf die Gefahr aufmerksam, in die er dadurch tief, und wie er sich damit rettungslos in's Unglück stürze. Der Graf hörte gar nicht auf die gut gemeinten Warnungen, all' seine Gedanken wurden von der Sorge um seine Gemahlin aufgezehrt, und selbst der Beamte wurde von dem Auftreten dieses Mannes seltsam berührt, dessen Herz mit jeder Faser in leidenschaftlicher, Alles vergessender Liebe an seiner Gattin hing.

Auf eine weitere Vernehmung des Grafen mußte verzichtet werden, er wurde in das Gefängniß zurückgeführt.

Graf Ghula versank in ein düsteres Hinbrüten, aus dem ihn nichts zu wecken vermochte. Selbst der Besuch seines Schwiegervaters, dem es endlich gelang, in seine Zelle zu dringen, übte auf ihn keine Wirkung. Als der bekümmerte Vater Katharinen ihm bekennen mußte, daß all' seine Forschungen nach dem Verbleib seiner Tochter vergeblich gewesen, brach der Graf in ein lautes Schluchzen aus, und der tiefgebeugte Mann suchte vergeblich, obwohl er selbst des Trostes bedurfte, die wilde Verzweiflung seines Schwiegersohnes zu beschwichtigen. Betnahe noch tiefer als der Verlust seiner Tochter berührte den alten, stolzen Herrn die Schmach, daß sein Schwiegersohn eines solchen Verbrechen's bezichtigt wurde. Er war von der Unschuld Ghula's völlig überzeugt, denn er hatte den ritterlichen Charakter desselben genug kennen gelernt, aber all' seine Bemühungen, seinen Schwiegersohn aufzustacheln, das Aeußerste anzustrengen, um sich von diesem schändlichen Verdacht zu reinigen, waren vergebens. „Wenn mir meine theure Katharina verloren ist, dann ist mir auch alles Andere gleichgültig und werthlos,“ sagte der Graf mit düsterer Schwermuth.

Der alte Herr kannte den festen, unbeugsamen Sinn seines Schwiegersohnes, er wußte, daß seine Vorstellungen doch vergeblich seien, schüttelte ihm zum Abschied tief gerührt die Hand, und wenn seine Achtung für ihn hätte steigen können, so wäre es dadurch geschehen, daß er sah, wie seine Tochter von Ghula geliebt wurde.

Am andern Tage fand sich auch der Marquis d'Autour in der Zelle des Grafen ein, und trotz seiner Niedergeschlagenheit verrieth Ghula ein Zeichen angenehmer Ueberraschung.

Sein edles, ritterliches Herz war stets für die Gefühle echter Freundschaft empfänglich gewesen und er fühlte eine Art Genugthuung, daß er sich in dem Marquis nicht geirrt habe, und d'Autour gerade im Unglück sich als Freund erweist. Auch jetzt war seine erste Frage nach seiner Gemahlin, und als der Marquis mit leidig die Achseln zuckte, begann er sogleich mit leidenschaftlichem Eifer seinen Freund zu bitten, ebenfalls alles anzuwenden, um das räthselhafte Verschwinden der Gräfin zu ermitteln.

„Armer Freund! Ich habe bereits mein Möglichstes gethan,“ entgegnete der Marquis voll inniger Theilnahme; „mir wird es ein ewiges Räthsel bleiben, daß unsere verehrte Gräfin wie vom Erdboden verschwunden. Jedenfalls hat den treuen August ein gleiches Schicksal erreicht, denn er ist seitdem ebenfalls nicht mehr gesehen worden.“

„Und deshalb glaube ich eben, daß er bei dem mir gespielten Schurkenstreich eine Rolle gespielt,“ meinte der Graf und stützte dabei nachdenklich den Kopf in die Hand.

„Das halte ich für unmöglich. August ist ein treuer, zuverlässiger Bursche, und selbst nachdem Sie ihn entlassen, kam er zu mir und erzählte mir mit Thränen in den Augen, wie gut Sie gewesen seien, und wie er einen solch lieben Herrn nie vergessen würde.“

„Ja, ich habe ihn gern gehabt. Es war schade, daß er sich mit meinen alten Leuten so schlecht vertrug, und er scheint mir wirklich eine Anhänglichkeit bewahrt zu haben, denn nachdem er mich erkannt hatte, erklärte er sogleich, daß er Niemand anders als mich fahren wollte. O, ich Anseliger, konnte ich nicht auf meinen eigenen Wagen warten! Um vielleicht einer kleinen Verdrießlichkeit zu entgehen, zog ich mir dieses Unglück über's Haupt,“ und der Graf starrte düster und schwermüthig vor sich hin.

Die Augen des Marquis ruhten wieder voll innigem Mitleid auf dem Antlitz des schwergebeugten Freundes. Erst nach einer längeren Pause legte er zärtlich seine Hand auf die Schulter des Grafen und sagte herzlich: „Ich beschwöre Sie, mein einziger Freund, überlassen Sie sich nicht diesem schmerzlichen Hinbrüten, das Sie vollends elend macht. Wir müssen jetzt Alles anwenden, um Ihre Anschuld zu beweisen, denn daß Sie, mein theurer Graf, keines heimtückischen Mordmordes fähig sind, davon bin ich so fest überzeugt wie von meinem Leben.“

Ghula richtete ein wenig den Kopf in die Höhe und entgegnete bewegt: „Ich danke Ihnen, lieber Freund, Ihr Vertrauen thut mir wohl. Ja, Sie haben Recht, Graf Ghula würde wohl seinen unverföhnlichen Gegner im offenen Kampfe getödtet haben, aber hinterwärts ihn anzufallen, das ist ihm völlig unmöglich.“

„Veber hat durch eine ungelte Berrettung von Zufällen die Sache eine sehr ungünstige Wendung genommen.“

„Das kümmert mich nicht. Wenn ich nur über das Schicksal meiner Gemahlin erst Nach-

richt hätte. Mag ihr das Schlimmste widerfahren sein, ich werde es ertragen, nur diese Ungewißheit, dieser Abgrund von unheimlichen Vorstellungen, in denen sich meine Seele umhertreibt, heßt und martert mich zu Tode.“

„Trotzdem müssen Sie endlich an Ihr eigenes Schicksal denken,“ ermahnte der Marquis und sein Blick ruhte wieder theilnehmend auf dem Freunde.

„Ich kann es nicht,“ entgegnete der Graf mit beinahe stumpfsinniger Entsagung.

„Dann erlauben Sie, daß wenigstens Ihre Freude Alles in Bewegung setzen, um Sie zu retten.“ Das blasse Antlitz des Marquis belebte sich, als er fortfuhr: „Ja, die Welt soll sehen, daß wir Freunde sind, kein Dpfer wird mir zu groß sein, um Ihre Anschuld an den Tag zu legen. Ich habe sorgfältig ermittelt, welchen Verlauf die Untersuchung genommen; auf die unsichere Andeutung eines Sterbenden können die Richter unmöglich etwas geben. Nun hat zwar der alte Graf Tschernscheff die Mittheilung gemacht, das zwischen Ihnen und Lubowsky schon von früher her eine unverföhnliche Feindschaft bestanden hat, die auf dem Maskenball von Neuem zum Ausbruch gekommen; aber ich werde bekunden, daß zwischen Ihnen an jenem verhängnißvollen Abende kein Zerwürfniß stattgefunden.“

(Fortsetzung folgt.)

Manngfaltiges.

— Das deutsche Lesepublikum.

Wilhelm Jordan war von der Kommerzienrätthin S. ersucht worden, ihr einige Exemplare seines Lustspiels „Die Liebesleugner“ zu leihen, das sie auf ihrem ästhetischen Kränzchen mit vertheilten Rollen wolle lesen lassen; ein Exemplar habe sie sich von einem Rezensenten geliehen, ein zweites aus der Bibliothek holen lassen, doch brauchte sie noch einige Exemplare. Auf dieses Ansinnen ertheilte Jordan eine Antwort, die wir, trotz ihrer Ausführlichkeit, hier wiederholen, da sie einen bedauerlichen Nebelstand in trefflicher Weise gethelt. Jordan schrieb: „Eine Reihe von Soireen, geehrte Frau Kommerzienrätthin, hat mir Gelegenheit gegeben, den feinen Geschmack und Sinn für Harmonie zu bewundern, den Sie beweisen in Ihrer jedes Mal funkelneuen Toilette. Diesem Ihrem Talent muß ich die Lösung der Aufgabe überlassen: in gewiß gleich gewähltem und reichem Anzug um die schwer silberne Theemaschine zu sitzen und, aus vergoldeten Tassen trinkend, sich gleichwohl behaglich und in Ihren ästhetischen Neigungen unbeleidigt zu fühlen, indem Sie die geistige Kost zu sich nehmen aus Gefäßen von milder sauberer Beschaffenheit. Ich vermute, daß Sie Teller mit Sprüngen oder mit den Spu-

ren der Mahlzeit eines anderen auf Ihrer Tafel nicht dulden würden. Wenn Ihnen gleichwohl die Nothstiftkreuze und Abdruckzeichen in einem zerlesenen Rezensionsexemplar minder störend sind, oder wenn die nämlichen zarten Hände, die wenigstens drei Paar neue Glacéhandschuhe zu 1 Thaler wöchentlich verbrauchen, nicht zurückzucken vor der Berührung der Bücher aus der Leihbibliothek, obgleich deren Deckel glasirt zu sein pflegen mit dem Fettganz einer Metzgerschulter, — so ist das Ihre Sache, und ich muß mich begnügen mit einiger Verwunderung über diese bemerkenswerthe Umpanzerung Ihres Feinsinns mit einor vom Efel und undurchdringlichen Hornhaut. Nicht versäumen aber darf ich diesen Anlaß, Ihnen Ihre Bitte in einer Beleuchtung zu zeigen, die ohne Zweifel Ihnen selbst sehr unerwartet sein wird. Sie und Ihre Gesellschaft wünschen mein Lustspiel zu lesen. Dieser Wunsch, Frau Kommerzienrätthin, ist ein Erzeugniß meines Kapitals und meiner Arbeit. Um ihn erregen zu können, bedurfte ich meines Erbtheils von Vater und Mutter, des poetischen Talents, der Sprachgewandtheit, der Uebung im Verfemachen und einer Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten, die weder umsonst, noch ohne vieljährige Anstrengung zu erwerben sind. Mit diesem Betriebskapital habe ich dann wochenlang am Schreibtisch sitzen, hierauf die Darstellung meines Stückes betreiben, die Proben leiten, die Rollen mit den Schauspielern einstudiren müssen. Das Stück hat Beifall gefunden und dadurch das Publikum begierig gemacht, es auch zu lesen. So hat es neben seinem Bühnenwerth auch einen Buchwerth erlangt. Die Nachfrage des Publikums, von der die Ihrige einen Theil ausmacht, ist fällig gewordene Rente meines Kapitals, ist realisirbarer Verkaufswerth der von mir produzierten Waare. Diese Rente nun hab' ich für eine gewisse Zeit, von dieser Waare einen gewissen Vorrath an Herrn Sauerländer in Frankfurt verkauft. Es ist also ein irrhümlicher Ausdruck, wenn Sie mich ersuchen, Ihnen das Stück zu leihen. Was Sie mir wiedergeben, das wäre nur die Schale einer gegessenen Auster; nämlich bedrucktes Papier, das die Eigenschaft verloren hätte, anderthalb Gulden aus Ihrer Kasse in diejenige meines Herrn Verlegers führen zu können. Dem Letzteren sind Sie durch das Faktum Ihrer Leselust den Ladenpreis schuldig geworden, zwar nicht nach dem Handelsgesetz, wohl aber nach einem höheren, das auf Ihrer gesellschaftlichen Stufe mindestens ebenso bindend sein sollte: nach dem Gesetz des Anstandes. Es giebt Leute,

denen es Niemand übel nimmt, wenn sie dem Aufsteigen eines Luftballons oder einer Kunstreitergesellschaft von außerhalb der Planken gratis zuschauen, Andere, für die der dritte oder zweite, Andere endlich, für die nur der erste Platz schädlich ist. So giebt es denn auch große Klassen, die sich mit Büchern gegenseitig aushelfen, oder in die Leihbibliothek schicken müssen. Aber stellen Sie sich Ihren Gemahl, den Herrn Kommerzienrath, vor, die schwere Goldkette seines Chronometers zur Schau tragend auf der mit feinstem Biqué und Buckskin bekleideten Vorwölbung seiner wohlgenährten Gestalt und dennoch, umgeben von zerlumpter Strassenjugend, vom Ast eines Baumes aus seine Schaulust am Pferderennen befriedigend. Sie und Hunderte ihres Standes verschmähen es nicht, eine ähnliche Situation einzunehmen gegenüber dem am wenigsten beschützten, unbewachbarsten Eigenthum, dem des Schriftstellers — offenbar ahnungslos und weil Sie noch niemals überlegt haben, worin dies Eigenthum bestehe. Sie sowohl als Ihr Herr Gemahl sind ja warme Bewunderer Englands und englischer Sitten. Wohlan denn, seien Sie englisch auch in Ihrem Verhalten zur Literatur. In England hat Niemand Anspruch auf den Namen eines Gentleman, der nicht eine Bibliothek besitzt im Verhältnis zu seinem Vermögen. Eine Flucht von 12 Zimmern und Sälen zu bewohnen, wie Sie, 6 Pferde und 3 Bediente zu halten, wie Sie, und dennoch geliebene Bücher, wohl gar aus der Leihbibliothek, zu lesen, das würde in England für höchst unanständig gelten. Trotz alledem aber, verehrteste Kommerzienrätthin, bin ich gern bereit, Ihnen etliche Exemplare des gewünschten Lustspiels zu leihen, wenn Sie mir eine genau entsprechende Gegengefälligkeit leisten wollen. Man versichert, daß Sie Ihrem Herrn Gemahl als Mitgift einen stattlichen Folioband in Maroquin zugebracht haben, dessen Inhalt sehr schätzenswerth sei, wenn auch zum Lesen nicht besonders unterhaltend, denn er bestehe aus lauter Staatsschuldscheinen. Ich bitte Sie, mir ihn nur auf einige Stunden zu leihen. Sie sollen ihn pünktlich nach Ablauf dieser Frist wieder erhalten, denn ich will weiter nichts, als die Zinscoupons für mich herauszuschneiden. Ihr Jordan.“ — Die Frau Kommerzienrätthin wird natürlich den Brief sehr „ungezogen“ finden.

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaarz
in Elbing.